

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 33.

Samstag den 8. Februar 1903.

18. Jahrgang.

Romejus Manns.

Nach einer alten Schwarzwaldbloge bearbeitet.
Von Emma Kitzle.

Als man zählt 1498 Jahr,
Daß hier gelebt, das glaubt für wahr,
Ein Wundermann, Romejus genannt,
Im ganzen Land gar wohl bekannt.
Nach mancher ritterlicher That
Seine Stärke ihn verführt hat,
Sind an die Obrigkeit zu schelten.
Daß muß er hier im Thurm entgelten.
Brach wunderbar mit List heraus
Und floh in's St. Johannis Haus.
Doch bald bei Nacht und groß Gewitter
Entschlüpfte er dem Kpl der Johanner.
Und zeigt im Schweizerkrieg sich groß
Auf Amsberg dem festen Schloß.
Und endigt so sein Ruhm und Leben,
Gott wolle uns den Frieden geben. Amen. *)

Also steht es geschrieben in Billingen im Schwarzwald auf der Vorderseite des sogenannten Diebsturms, jetzt Romejussturm genannt. Neben diesen Versen steht der Held derselben, in seiner ganzen riesigen Größe. Romejus, der Billinger Kriegerheld mit Hellebarde, Panzer und Helm, in der linken Hand einen Thorhügel haltend. — Rühn blüht sein mächtiges Auge in die herrliche Pracht des Stadtparkes, stolz auf die Auszeichnung, ein ewiges Wahrzeichen des Städtchens zu sein.

Auf dem Reiserberg, einer hügelig ansteigenden Gasse, stand vor langen Zeiten ein kleines, zweistöckiges Häuschen. Dort hauste der Gerichtsdienerr Benedikt Manns, ein kleines spindeldürrer Mannchen, mit seinem Weib Walburg und lebte schlecht und recht, hatte nebst den paar Gulden jährlichen Gehalts, eine Kuh und einige Hühner in dem kleinen baufälligen Stall und bewachte zwei oder drei Hühnerlein und Wiesen. Benedikt Manns hatte „Ruden im Kopfe“, wie Walburg, sein Ehegatte, dessen Eigenheiten bezeichnete und hielt sich für einen außerordentlich gelehrten Mann seines Standes.

In der Nacht, da ihm sein Weib einen Knaben schenkte, fielen sehr viele Sternschnuppen, und eine große Milchstraße stand am Himmel. Da war es für Benedikt Manns eine ausgemachte Sache, daß sein Knabe dereinst etwas Hervorragendes leisten und Großes werde in der Welt. Er ließ ihn in der heil. Taufe den Namen Remigius oder Romejus geben, einen Namen den der gute Mann nach eifrigem Suchen in einer alten Chronik entdeckte, welche vermeldete, daß der einstige Träger dieses Namens große Dinge verrichtet habe und eines göttlichen Todes gestorben sei.

Frau Walburg hielt eine solche Benennung ihres langersehnten Sprößlings, den sie erst nach 10jähriger Ehe geboren hatte, in ihrem Innern für heidnisch und gotteslästerlich, wagte sich aber dem nicht zu widersetzen; denn der Wille ihres Ehemanns galt als maßgebend. Heimlich jedoch besprengte sie den Knaben unglückliche Male mit geweihtem Wasser, nähte ein Amulett, das sie mit drei Mal gesegneten Kräutern füllte und ihm um den bloßen Hals hing.

Wenn der Vater patetisch sagte: „Romejus, mein Sohn, mache deinem Namen Ehre“, so flüsterte sie ängstlich: „Bäbli, mein Liebes, werd nur fromm und brav, mehr will ich nit!“

Inzwischen wuchs das Bäbli; und wuchs zu einer unglaublichen Höhe. Ward auch stark und frisch, und vertilgte von allem was es nur ehbares gab, eine ungeheure Menge.

Mit zwölf Jahren zog Romejus einen Wagen mit Prügeln, nachdem er das Ochsenpaar ausgespannt, unter dem Joch des gaffenden Volkes durch die Straßen, und als er im sechs-
zehnten Jahre die erste Kirchweih in dem benachbarten Rottweil mitmachte, brachte ihn die Ueberfülle seiner jugendlichen Kräfte, angefeuert durch glühenden Kirchweihwein dahin, das riesige Rottweiler Stadthor aus dessen Angeln zu heben, es auf seinen wuchtigen Rücken zu nehmen, und im Sturmeschritt in der Richtung auf Billingen davon zu tragen. Erst auf dem Wagnersbühl*) rastete er auf das Thor gestützt und schaute mit vergnüglichem Lächeln nach seinen Verfolgern, einer Rotte von Bürgern des Städtchens aus.

Seine Gestalt hatte bald eine solche Größe angenommen, daß, wenn sein Vater rauhend im Fenster des zweiten Stockwerks lag, und Romejus sich auf der Gasse erging, die Blauenfeder, welche Romejus mit Vorliebe auf seine Hüfte steckte, um noch höher zu sein, des tieferen Vaters Nase kitzelte. Wenn sein kleines Rittweilchen, die sich neben ihres Jungen Riesengestalt fast verlor, zufuhr, wie er mit Thüren Fangball spielte,

*) Bergl. Roder, der geschickte. Romejus von Billingen. Jahrbuch des Schöffelbundes für 1893.

*) Wagnersbühl = Gudenberg, nachträglich so benannt weil Romejus sich dort nach seinen Verfolgern „amuckte.“

oder eine ärgerlich brummende Kuh ohne weiteres an den Hörnern packte und in die Höhe hob, seufzte das kleine Weiblein kläglich, und jammerte, daß ihr der Himmel ein solches Riesenkind geschenkt; Benedikt Manns aber brütete hinter diekliebigen Rollanten und suchte nach den Verdiensten der Riesen, die sein Romejus bereinigt ganz bestimmt auch vollbringen werde.

Wenn Romejus zu singen pflegte, und er sang gerne und zwar meistens Lieder kriegerischen Inhalts, die er den Stadtsoldaten abgelautet, dann öffnete sich gegenüber in dem Häuschen den Schusters Azman, ein Schiebentier, und der Kopf der lieblichen blonden Rieseth, im Städtchen Bethle genannt, lugte heraus.

„Romejus, ich sing mit!“ nickte Bethle, und sie schlüpfte dann aus der Thür und setzte sich neben ihn. Der Zwieselfang der Beiden hörte sich an, wie das Zwischern eines Schwäbchens im grollenden Donner. Die Leute auf dem Reiserberge lauerten gerne, und wunderten sich über das „freche“ Bethle, das den Riesen nicht fürchtete, wo doch alle, auch die stärksten Däben, vor Romejus Angst hatten und mit Geschrei davonliefen, wenn er mit der Hand nur im Scherz winkte. Nein, das blonde Bethle fürchtete sich nicht. Ganz im Gegenteil! Ihr war es, als gäbe es auf der ganzen Welt keinen traulicheren Ort, als seine Nähe. Wenn die Kleine im Winter tüchtig geschneeballt hatte, und Romejus seine Jacke öffnete, das ganze niedliche Bethle darunter versteckte, dann lag es mühschenstill und wagte kaum zu atmen; wohlthätige Angstschauer jagten über seinen Rücken, wenn es bedachte, „nun braucht er nur zuzubücken und von mir armen Kinde ist nichts mehr übrig, als ein Häuflein Knochenmehl!“ Aber dann nickte es plötzlich, wand sich aus dem warmen Versteck und zauselte den guthumig brummenden Riesen an den Ohren und dem Rücken danken. Schopfe. — — —

Das kleine hagere Ehepaar, das solch einen Riesen gegengt, starb plötzlich. Romejus machte nun aus den drei bisherigen Stuben eine einzige, um besser „schmausen“ zu können. — Weis er für sein Leben brauchte lieferte ihm seine kleine Landwirtschaft, deren Betrieb seinen Kräften eine Spielerei war. Nebenher aber übte er sich fleißig im Ringelstechen, Speerwerfen und Spielen, härtete seinen Körper in rauen Winden und scharfem Schneetreiben. Sein Liebling aber auf der Welt war und blieb das blonde Bethle, welches zwar jetzt nicht mehr unter seine Jacke kroch, aber dafür feuerrote Wädhchen bekam, wenn es ihm begegnete und ihn mit seinen blauen Schwarzlichtaugen holdselig anlächelte, daß Romejus Herz unter dem braunen Lederfeller mächtig zu schlagen anhub und schwüle Dige in seine Stirne stieg. Dann sah er in ihrem blondhaar ein Myrtenzweiglein schwanke, und an seiner Brust ein gleiches. Er glaubte mit ihr der Kirche zuzuschreiten, Orgelbrausen und Glodenklang zu hören, ja vermeinte, sie als sein liebliches Weib auf dem Arm — in sein Haus zu tragen! — — —

Zur selben Zeit lebte im Städtchen ein böser Stadtschreiber, dessen Auge gar begehrtlich auf die blonde schöne Schusters-tochter schaute. Er reizte eines Abends beim Braubier den ohnehin hitzigen Riesen mit hämischen Sticheleien, bis diesem die Galle überlief, und er den windigen Schreiber auf seine Hand nahm und hinaus in den Schnee setzte! Tags darauf wurde Romejus durch zwanzig scharfbewaffnete Schergen überwältigt und in den Diebsturm gesperrt. Es hieß, auf Lebenslanglich. (Ein solches Vergehen wurde damals mit einer heutzutage unbegreiflichen Strenge geahndet.) Von dem Tage an war aber auch das blonde Bethle spurlos aus der Stadt verschwunden.

Auf der Sohle des Diebsturmes, etwa 8 Meter unter der Thurmtür, war ein dunkler, hoher, vierseitiger Raum, so wohnlich, wie möglich ausgestattet. — Ein breites, mit Flecken belegtes Bett, ein Tisch, ein Stuhl, ein gemauertes Herd und etwas Küchengeschirr befand sich dort; der feuchte Boden war mit Matten belegt. Hier brachte Romejus seine Tage zu. Es war ein fürchterlicher Aufenthalt für den an Licht und Luft gewöhnten Riesen, aber die Liebe eines hingebenden Weibes versüßte und beglückte diesen Kerkerzwang. — Durch den Thurm-wärter, dem sich Bethle zu Füßen gemorfen, und den sie angefleht, die Kerkerhaft mit dem Geliebten theilen zu dürfen, hatte sie Eintritt erhalten. Der Alte, ein leiblicher Vetter der Bethle und auch dem Romejus sehr zugethan, konnte es umfomehr, als niemand Kontrolle übte. Es genügte den biedern Wädhchen, daß der gefährliche Riese hinter Schloß und Riegel sah und zwischen ihm und der Stadt eine dicke Thurmewand lag, aus der es kein Entrinnen gab. Tagtäglich wurde für den Riesen ein Kalb geschlachtet; und er aufgefüttert; wie ein seltenes Raubthier im Käfig.

Manchmal überfiel Romejus eine rasende Wuth über seine schwachvolle Gefangenschaft! Er gerschlug sich sein mächtiges Haupt an den dicken Thurmewandern und stieß drohende Flüche

aus; Schwer nur gelang es dem süßen Engelstacheln und den sanften Trostesworten des lieblichen Bethle, ihn zu beruhigen.

Die feuchten Mauern bargen für Bethles zarte Konstitution Tod und Verderben. Eines Nachts starb sie in des Riesen Armen. — Schauerlich war diese Nacht für das Städtchen. Man sah einer zog sich im Bett die Bispelmüge tief über die Ohren, um das markerschütternde Heulen, das aus dem Thurm kam, nicht zu hören. Dort lag Romejus seiner todtten Frau das Sterbelied.

Andern Tages aber war der Thurm leer, Schloß und Riegel unverfehrt; im Stadigraben fand der Thurmwärter eine Art Strickleiter, nothdürftig zusammengefügt, aus den Knochen der verzehrten Hühner und Stücken von Romejus Lederwams. — Es war eine wahnsinnig tollkühne That gewesen, aber sie war geglückt. Dem todtten Bethle hat der alte Thurmwärter heimlich in der nächsten Nacht zu Füßen des Thurmes ein Grab gegraben. Rasen darüber gelegt und Niederstauden darauf gepflanzt.

Im Kloster der St. Johanner hatte man den flüchtigen Riesen aufgenommen.

Nicht lange litt es den unruhigen Romejus hinter Klostermauern. Durch des Abtes Vermittlung sprach ihn die Stadt Billingen seiner Strafe ledig und gab ihm Lehrgeld, auszuwandern. — Als Kriegsknecht verrichtete er glorreiche Thaten, und starb ruhmgekrönt in Novara am 6. Juni 1513.

Lange Jahre erst nach seinem Tode wurde ihm in seiner Vaterstadt, der die Verdienste ihres Sohnes zu großem Ruhm gereichten, das anfangs erwähnte Denkmal errichtet zur ewigen Erinnerung.

Rh.-Westf. Handels-Lehranstalt

Kriststr.
103.



1. Etage.

Montag, den 9. ds. Mts.:

Beginn neuer Schönschreib-Kurse
in Kaut., Grammatik, Kopf- und Handschrift,
in Log. und Metaphysik, nach weiner in ganz Deutschland,
sowie im Ausland bekannten und eingeführten Methode unter
Garantie des Erfolges. Alle Kurse haben unbegrenzte
Stundenzahl.

Schreibersolg.

W. H. H. H. H.
H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H.

H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H.
H. H. H. H. H.

Das Original ediger Schrift, sowie andere Schreibersolge von
hiesigen Schülern liegen in meinem Bureau Interessenten zur
Einsicht offen.

Für Schüler, Schülerinnen u. Lehrlinge ermäßigte Preise.

Der Unterricht an Damen steht unter per-

sönlicher Leitung von Frau E. Schreiber,

langjährige Handels- und Schreiblehrerin.

Unterricht in Buchführung (einf., dopp., amerit.) Wechsel-

lehre. Correspondenz (deutsch, franz., engl., italien.) Rechnen.

(kaufm.), Contorab., Etenogr. (Gabelberg), Maschinenschreib., u.

Nach dem Kurzus Vermittlung von Stellung.

Auf Wunsch Privat-Unterricht.

7561

Die Direction.

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plümacher & Co.

79

Tagheim bei Wiesbaden (Teleph. 771).

übernimmt Hotels, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung,
sollenshafte Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Geschw. Meyer,

9 Langgasse 9.

Schwarze und weisse Stoffe

in grosser Auswahl und jeder Preislage in bekannt guten Qualitäten.

7611



Nr. 33.

(2. Beilage.)

Sonntag, den 8. Februar.

1903.

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Dereff.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

Thella lachte. Es war das leise, kurze Auflachen, das so spöttisch klingt. „Die Niederlage, von der Sie sprechen, verwandelt sich in seinen Augen bald zum größten Triumph. Der Glaube an den eigenen Werth ist bei den Männern durch nichts zu erschüttern.“

„Sie denken sehr gering von den Männern“, sagte der Offizier fast unwillig.

„Nur so, wie sie selbst es mich lehrten“, entgegnete Thella, und ihre hellbraunen Augen funkelten. „Vom Klavier habe ich hoffentlich nun den Doktor fortgebracht; aber daß er mir morgen Abend dieselben faden Komplimente wieder sagt wie heute, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“

„Das möchte ich doch bezweifeln“, erwiderte der Offizier rasch.

Thella sah ihn lachend von der Seite an. Auf seinem Gesicht spiegelte sich deutlich Verdruß. „Nun, wir werden sehen“, sagte sie freundlich und folgte einem Wink der Generalin.

Als am andern Abend der kleine dicke Stabsarzt, das Geschehene großmüthig verzeihend, an ihrer Seite saß und sie mit Artigkeiten überschüttete, nahm Thella höflich seine Allerhaltung an, warf aber dem Oberleutnant von Palmer einen viel-sagenden Blick zu und dieser runzelte die Stirn. Dann aber wurde sie auf Frau von Niesen aufmerksam. Diese Dame befand sich in einem Zustande seltsamer Erregung. Es war offenbar, daß sie die Unterhaltung mit Herrn von Palmer allen andern vorzog, und so gemessen sonst ihr Wesen war, bei dem Erscheinen des stattlichen blonden Mannes wich ihre Miße. Thella betrachtete erstaunt die Frau, die offenbar nur mit Mühe ihre Leidenschaft bekämpfte. Der Offizier war sehr zuvorkommend gegen sie, sein Wesen zeigte die höchste Verehrung für die Dame, aber er blieb durchaus unbefangen. „Sollte sie ihn lieben?“ fragte sich Thella, „sie, den fünf bis sechs Jahre jüngeren Mann?“

Die Briefe aus Bonn, die häufig kamen, erfüllten Thellas Herz mit hoher Freude. Märchen schrieb sehr glücklich. Sie freute sich darauf, daß der Winter zu Ende gehen würde, und daß sie dann den herrlichsten der deutschen Ströme im Frühlingsglanz erblicken könne. „So viele Gesellschaften, wie Du mitmachst, kann ich allerdings nicht aufzählen“, schrieb sie, „dennoch haben wir viel angenehmen Verkehr, und ich habe mehrere Mädchen in meinem Alter gefunden, die ich gern mag. Seit einigen Wochen kommt ein Bekannter von Dufel zu uns, ein Herr v. Grünow. Er ist wohl schon dreißig Jahre alt, aber er ist interessanter als die andern jungen Herren alle; Du solltest ihn einmal erzählen hören. Mit mir unbedeutenden Personen spricht er viel und ist sehr freundlich gegen mich. Er kommt oft, und ich freue mich auf die Abende, wo er da ist. Nur schade, daß sie immer so schnell vergehen.“

„Die kleine Schwärmt“, sagte Thella lachend und legte den Brief zusammen.

In Bonn dachte man bereits an den Frühling; in Königsberg war noch tiefer Winter und Frau von Niesen ersuchte Thella, sie auf einer Schlittenfahrt zu begleiten. Sie wollten spazieren fahren und dann einige Einkäufe machen. Zur festge-

setzten Stunde hielt der stierliche Schlitten mit den schönen Pferden und dem prächtigen Geläut vor der Thür. Die Damen in eleganter Wintertoilette hüllten sich in die kostbaren Decken, und fort ging es, den Steinpflaster entlang zum Thore hinaus die Dusen *) hinunter auf der schön gepflasterten Chaussee.

„Es ist doch eine öde Landschaft“, meinte Thella, um sich schauend. „Die Felder sind fast noch flacher als in Westpreußen. Ist Königsberg Ihre Heimath, Frau General?“

„Nein“, entgegnete diese freundlich, „ich bin eine Russin und in Petersburg geboren. Mein Vater war Oberst in der russischen Armee und hatte in der Residenz seinen Wohnort. Dort lernte ich auch meinen Mann kennen, der damals achtzehn Jahre alt, als wir heiratheten. Später trat Niesen in die Armee zurück; so verließ ich mein Vaterland und kam nach Königsberg. Das Leben hier warde mir sympathisch, und ich habe Preußen lieb gewonnen.“

„Sie haben in keiner andern preussischen Stadt längere Zeit gelebt?“ fragte Thella.

„Ich habe Berlin, Danzig und Breslau nur vorübergehend kennen gelernt. Das Leben in Königsberg ist gemüthlich, die Leute sind verträglich und gefällig, liebenswürdig übersehen sie einer des andern Schwächen, die wir doch nun einmal alle haben, und Gastlichkeit ist einer der Hauptvzüge des Ostpreußen. Das hat mir gefallen. Mein Mann hat als junger Offizier in verschiedenen Provinzialstädten der Mark im Garnison gestanden, da sind die Honorationen oft mit einander verfeindet gewesen.“

„Ich dachte“, sagte Thella lachend, „solche Art Feindschaft wäre eine große Thorheit.“

„In dieser Ansicht bin auch ich erzogen worden“, entgegnete Frau von Niesen.

„Ich kannte bis jetzt nur ländliche Verhältnisse“, entgegnete Thella; „dort hatten die Leute keine Zeit, mit einander böse zu sein. Auch sahen sich die Familien zu selten, die Geselligkeit in meiner Heimath wäre gering.“

Die Generalin schwieg, dann fragte sie plötzlich: „Mögen Sie den Stabsarzt Doktor Presting leiden?“

„Nun“, meinte Thella, „sehr sympathisch ist mir ein Mann nicht, der in seiner Jugend schon einer Kugel gleich sieht.“

„Wer er ist eine gute Parthie“, sagte die Generalin.

„Die beste Frau für ihn wäre entschieden Fräulein Probenz; sie haben Ähnlichkeit mit einander, sie befinden sich beide in fortwährender Aufregung.“ Die Worte klangen sehr spöttisch.

„Sie sollten ihn doch nicht so von der Hand weisen, Thella“, sagte die Generalin ernst.

Diese sah sie erstaunt an und fragte: „Was meinen Sie damit?“

„Doktor Presting bezeugt Ihnen ernstliche Aufmerksamkeit und er ist durchaus im Stande, seiner zukünftigen Generalin ein angenehmes und sorgenfreies Leben zu bereiten.“

*) Dusen ist der Name eines Stadtviertels in Königsberg in Preußen.

„Sie denken, daß Dr. Kresting sich um meine Hand bewirbt?“ sagte Thella und der spöttische Zug trat in äußerster Schärfe hervor. „Er macht mir den Hof, aber zu heirathen gedenkt er die Tochter von Fräulein Frobens Hauswirth, dem reichen Destillateur auf dem Sachheim.“

„Nicht möglich!“ rief die Generalin.

„Fräulein Froben hat mir das schon vor längerer Zeit so erzählt“, erwiderte Thella gleichmüthig. „Der Papa hält aber einstweilen noch den Daumen auf den Geldbeutel und erklärt die Mitgift, die der Herr Stabsarzt verlangt, für zu hoch.“

„Ich werde mich danach erkundigen“, sagte Frau von Nieben; „verhält es sich wirklich so, wie Sie sagen, dann verbiete ich dem Doktor mein Haus. Das ist eine Beleidigung für mich und — für Sie.“

„Wie man es nimmt“, entgegnete Thella. „Ich habe den Aufmerksamkeiten dieses Herrn niemals Werth beigelegt. Ich weiß, daß ich kein Vermögen habe und sah voraus, daß es kommen würde.“

„Sie sind sehr klug“, sagte die Generalin erstaunt.

„Sagen Sie vernünftig. Ein Interesse für ihn hätte mir nur Verdruß und Kummer gebracht. So wünsche ich ihm den besten Erfolg bei allen Töchtern des Landes, deren Geldbeutel ihn fesselt.“ Sie lachte.

„Wer doch im Stande wäre, so zu denken!“ seufzte Frau von Nieben. „Aber freilich, die Persönlichkeit des Doktors hat Ihr Herz unberührt gelassen; deshalb sprechen Sie so. Gegen die wahre, heiße Liebe sind alle Vernunftgründe machtlos.“ Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie dort einen Schatten verschonen.

Thella betrachtete sie aufmerksam. Es war zweifellos, daß in dem Herzen dieser verschlossenen Frau eine gewaltige Reigung aufgeleimt war.

Der Antscher lenkte um, und Frau von Nieben befahl in die Schmiedestraße zu fahren, jene enge, winzige Straße, die den Schloßplatz mit der Altstadt verbindet. Dort hielt der Schlitten vor einem großen Konfektionsgeschäft der Firma Nieben u. Co. Die Damen stiegen aus, und Thella sah mit Erstaunen, daß Frau von Nieben von dem Ladenpersonal sehr vertraulich begrüßt wurde. Sie reichte einem der jungen Leute hinter dem Ladentisch die Hand und fragte: „Wie geht es, lieber Vetter? Haben Sie gute Nachrichten von der Frau Tante aus D.“

Der junge Herr beeilte sich, der gnädigen Cousine mitzutheilen, daß die Tante immer noch recht leidend sei, was ein lebhaftes Bedauern bei der Generalin hervorrief. Dann machte sie verschiedene Einkäufe und verabschiedete sich ebenso freundlich und vertraulich, wie sie gekommen war. Auf dem Rückwege sagte sie ihrer Gesellschafterin: „Aus dieser alten Kaufmannsfamilie stammt mein Mann, und der jetzige Inhaber des Geschäfts ist meines Mannes Vetter, der junge Herr im Laden sein Sohn, also eine Art Nefte von mir. Auch Nieben sollte Kaufmann werden, der Soldatenstand sagte ihm aber mehr zu, und für seine Verdienste um das Heer wurde er nach dem böhmischen Feldzuge geadelt, eine recht nutzlose Auszeichnung für ihn, da er ohne Erben gestorben ist. Wir haben mit diesen Verwandten meines Mannes stets gute Freundschaft gehalten; der alte Nieben ist im städtischen Rath ein angesehenener und einflußreicher Mann.“

„Warum besuchen die Herrschaften nicht Ihre Abende?“ fragte Thella.

„Ich würde ihnen mit Vergnügen mein Haus öffnen, aber die vielen Offiziere, die bei mir doch nun aus- und eingehen, sagen ihnen wohl nicht zu. Sie haben ihren Verkehr nur in den kaufmännischen Kreisen. Darin folgt hier jeder seinem Gewiss.“

„Gewiß“, stimmte Thella artig bei.

„Es sind alles intelligente Leute und sehr vermögend. Nur mit der einzigen Tochter, der jüngern Schwester des jetzigen Chefs, war nicht viel anzufangen. Eine wirklich feine Parthie konnte sie nicht machen, dazu war sie zu beschränkt. Auch hatte sie gar kein hübsches Aeußere. Es war sehr schade, da sie sonst ein liebenswürdiges, stilles Wesen hatte. So verheirathete sie der Vater früh an einen jungen Regierungs-Sekretair, der nachher durch eigene Intelligenz wie durch die Verwendung des steinreichen Schwiegervaters Bürgermeister in D. wurde. Sie haben zwei Töchter, die wohl schon halberwachsen sein müssen, und es soll ihnen sonst sehr gut gehen. Leider ist meine Cousine immer kränklich.“

„D. liegt in der Mark?“ fragte Thella.

„Ja, von hier aus jenseits Berlin. Es ist eine weite Reise bis dorthin. Wie gefällt Ihnen der Leutnant Palmer?“

Diese Frage kam so unerwartet, daß Thella erschrak. Sie fühlte, daß sie die Farbe wechselte, und darüber unwillig werdend, war sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sonst hätte sie be-

merken müssen, daß die Generalin sie scharf beobachtete und bei ihrem Erröthen bis in die Lippen erbläute.

„Im Aeußern oder im Wesen?“ fragte dann Thella ruhig.

„In beidem“, war die kurze Antwort.

„Sein Wesen gefällt mir, er ist ernst und verständig und nicht so entseztlich von sich eingenommen. An seinem Aeußern hätte ich auszusehen, daß er mir fast zu blond ist.“

„Doktor Kresting ist dunkel, und den lieben Sie auch nicht!“ sagte die Generalin in etwas scharfem Tone.

„Nein“, sagte Thella lachend, „den Doktor liebe ich wirklich nicht.“

Sie waren zu Hause angelangt, die Generalin verfügte sich sofort in ihr Zimmer und schritt ruhelos auf und ab. „Den Doktor liebe ich nicht“, murmelte sie mit finstern Antlitz, „und bei Lothars Namen wechselte sie die Farbe. O Gott nur das nicht! Den darf mir Niemand entreißen, den Einzigen, den ich lieben lernte. Meine Eltern wollten, daß ich ganz jung den zwanzig Jahre älteren Mann heirathete, und ich that es, ohne zu wissen, was ich that. Doch trug ich die Fessel geduldig, bis der Tod sie zerbrach. Und nun, wo ich frei bin, wo sich meine Hand nach dem schönsten Mann in Liebe ausstrecken darf, soll eine andere ihn mir entreißen? Nimmermehr!“ Sie stampfte zornig mit dem Fuße; der Tritt verhallte ungehört im weichen Teppich, aber man sah es dem eisernen Ausdruck in dem noch immer schönen Frauenantlitz an, daß sie entschlossen war, um ihre Liebe zu kämpfen.

Thella erhielt einen Brief von Alärchen, der sie bestrebte. Das ganze, lange Schreiben erzählte nur von Herrn von Grünow. Nicht daß das etwas Besonderes gewesen wäre; nein, die Schwester hatte seit einiger Zeit immer fast nur von diesem Manne geschrieben, heute aber sprach deutlich aus jeder Zeile nur die tiefe, innige Reigung eines jungen, glücklichen Herzens. „Er ist wohl viel älter als ich“, schrieb sie, „aber er ist so jung in seinem Denken und Fühlen, er steht höher, wie die andern alle, die ich jemals sah, und er neigt sich zu mir. Ich liebe ihn.“ Wie ein Jubelruf klangen diese Worte.

Thella sah mit dem Brief in der Hand in tiefes Nachdenken versunken. „Sie liebt früh“, sagte sie zu sich, „ich lernte dies Gefühl noch nicht kennen. Gebe Gott, daß meine geliebte Schwester, die sobald der Liebe Lust erfuhr, von dem Leid der Liebe für immer verschont bleibe!“ Sie las weiter: „Erklärt hat sich Grünow mir noch nicht, aber, wenn er mit mir spricht, mich anlächelt, so fühle ich, daß ich ihm werth bin vor allen. Manchmal behandelt er mich wie ein Kind; ich möchte böse mit ihm sein, wenn er den Altersunterschied zwischen uns so betont; ich bin kein Kind mehr, am wenigsten ihm gegenüber. Die Lust am Wein scheint mir nicht recht zu bekommen; ich habe einen quälenden Husten, das macht mich mitunter ganz verzagt. Aber wenn Grünow kommt, vergesse ich alle Sorgen.“ So plauderte Alärchen weiter und Thella legte auf den Husten nicht viel Gewicht; er schien eine Frühjahrsvorstellung zu sein.

Eines Abends erschien in dem Salon der Generalin ein neuer Stern aus der Künstlerwelt, eine junge Sängerin vom Hoftheater zu Petersburg. Sie machte viel von sich zu reden, und es gehörte in den feinen Kreisen zum guten Ton, sie einzuladen. Sie gab Gastrollen am Theater in Königsberg, aber sie sang auch in Konzerten und Gesellschaften, wo sie überall gefeiert wurde. Fräulein Boryska war von Geburt ein Fischermädchen von den Ufern der Wolga; ein herumstreifender Tourist hatte ihre mächtige, wundervolle Altstimme gehört und einen Petersburger Herren darauf aufmerksam gemacht. Nun war sie zur Sängerin ausgebildet und brillirte in allen möglichen Opern, am liebsten aber sang sie ihre russischen Volkslieder, wie sie die Fischer ihrer Heimath im Schilf sangen, und wer diese einmal gehört, konnte sie schwer vergessen. Es war eine fremdländische Erscheinung, diese junge Russin: schwarzes, dichtes, hinten ganz kurz geschnittenes Haar bedeckte ihren Kopf; es fiel über die Stirn tief in die Augen, und diese dunklen, feurigen Augen richteten sich fragend auf die fremden Menschen um sie her. Die Herren waren enthusiastisch; sie aber kümmerte sich nicht um sie, und selten trat ein Lächeln auf ihre vollen Lippen.

Thella fühlte sich ungemein angezogen durch den interessanten Kopf der Fremden. Sie begann eine Unterhaltung mit ihr und Fräulein Boryska antwortete in geläufigem, wenn auch fremdbartig klingendem Deutsch. Sie schien ein sehr ernstes Mädchen zu sein und sah prüfend in Thellas vornehmen Büge; das Lächeln derselben erwiderte sie nicht. Die Sängerin war in heller Gesellschafts-toilette; Thella, in weichem Kaschmir, lehnte am Flügel ihr gegenüber. Die blonden, krausen Locken fielen auf ihre schöne Stirn, die hellbraunen Augen funkelten, das Gebietende ihrer Erscheinung trat mehr denn je hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Baumriesen.

Von A. Gröna.

(Nachdruck verboten.)

Das Gewaltige, Ungewöhnliche hat von jeher das Interesse und die Bewunderung der Menschen erregt, und nicht zum wenigsten sind es die uralten, himmelanstrebenden Baumriesen, die wir mit einer Art ehrfurchtsvoller Scheu betrachten. Erzählt uns doch schon Tacitus, daß unsere Vorfahren ihre Götter nicht in Tempeln verehrten, sondern in den Wäldern, die damals noch in urweltlicher Großartigkeit große Teile unseres Vaterlandes bedeckten.

Es kann uns daher nicht wundernehmen, daß auch heutzutage noch einige Naturvölker gewissen altehrwürdigen Bäumen göttliche Ehren erweisen. So wird von den Indern der für eine indische Landschaft charakteristische Banyanbaum verehrt, von dessen gewaltiger Größe wir uns nur schwer einen Begriff machen können. Weit gewölbtartig streckt er seine Zweige nach allen Seiten vor; aus den Ästen dringen Luftwurzeln, die nach abwärts wachsen, bis sie den Boden erreichen und, in diesem Wurzeln schlagend, zu eben so viel Nebenstämmen werden. In der Nähe des Hauptstammes, der aus Duzenden solcher Nebenstämme zusammengedreht und gewunden erscheint, stehen sie dicht, einem undurchdringlichen Gitterwerke gleich. Aber von den gestützten Ästen gehen neue Zweige aus, und in der Peripherie des Baumes zeigen sich die Nebenstämme weniger dicht; wie Strebe Pfeiler, das prächtige Laubgewölbe mit seinen großen, saftgrünen Blättern tragend, umgeben sie schützend das Heiligtum des Hauptstammes. So steht der Baum da, ein natürlicher Säulengang, fünfzig, ja hundert Säulen und doch nur ein Stamm, der aber mit seinem schönen den kühlsten Schatten gebenden Laube oft einen Raum von 160 Meter bedeckt; ja Forbes sah auf einer Insel des Flusses Verbuddah in Indien einen Wald, der, aus einem solchen Banyanbaum gebildet, nicht weniger als 1350 große und mehr als 3000 kleinere Stämme vereinigte. Eine Armee von 7000 Mann hat einst in seinem Schatten geruht. Ein anderer Baum soll eine Fläche von 1408 Quadratmeter bedecken, und von einem dritten hat man den Umfang seines Schattens am Mittag gemessen: er betrug 340 Meter. Auch der Mammutbaum Kaliforniens muß als ein solcher individuell eine Landschaft physischognomisch charakterisierender Baum angesehen werden. Eines der größten Exemplare zielt als wieder aufgebaute Rindensäule den Kristallpalast zu Sydenham. Bis zu etwa 37 Meter vollkommen astfrei, stieg die ausgebreitete Krone dieses Baumes, einem Kirchthurm gleich, die gesamte übrige Baumvegetation überragend, bis zu einer Höhe von 124 Meter hinan; am Boden hatte er etwa 10 und in einer Höhe von 31 Meter noch 5 Meter im Durchmesser. In den Wäldern im Westen Tasmaniens hat man Eukalyptus-Exemplare gefunden, die vom Boden bis zum ersten Zweige 62 und im ganzen 110 Meter messen. Bis zum Jahre 1873 stand am Ostabhange des Berges Wellington ein Eukalyptus, 27 Meter im Umfang und mehr als 90 Meter hoch, dessen abgestorbene äußere Schale einen Raum bildete, in dem viele lustige Gesellschaften ihre Mahlzeiten abgehalten haben. Der berühmte Baum des Huontwaldes mißt etwa 2 Meter über der Erde, 22 Meter im Umfange und soll 85 Meter hoch sein. Aber Viktoria gehört der Ruhm, den höchsten aller Riesenbäume zu besitzen. In dem Dandenong-Bezirk von Fernshaw wurde ein mächtiges Exemplar von Eukalyptus entdeckt, welches nach genauen Messungen die gewaltige Höhe von 120 Metern zeigt, bevor er einen einzigen Ast entsendet, 135 Meter bis zum Gipfel und in einiger Entfernung vom Boden einen Umfang von 19 Metern aufweist. Eine Vorstellung von der Höhe von 130 Metern kann man sich machen, wenn man bedenkt, daß dieser Gummibaum an Höhe dem Turm des Straßburger Münsters nur um 8, dem der Nikolaiskirche in Hamburg nur um 9, dem des Ulmer Münsters um 16 und den beiden Turmriesen des Kölner Domes um 21 Meter nachsteht.

Der Drachenbaum wird auf den kanarischen Inseln, auf Madeira und Porto Santo seit den undenklichsten Zeiten kultiviert; er erreicht bei schnellem Wachstum in verhältnismäßig kurzer Zeit ganz riesige Dimensionen. So hat der alte Drachenbaum zu Dratava auf Tene-

rissa am Boden einen Umfang von über 22 Meter. Auch die Affenbrotbäume, die Baobab des tropischen Afrikas, sind diesen kolossalen Pflanzenmonumenten beizugesellen; nicht selten erreichen sie einen Durchmesser von über 9 Metern und tragen bei einer Höhe von 22 Meter eine 53 Meter breite Krone. In dem weichen Holze nisten die abessinischen Bienen, und wenn ein Schwarm derselben das Zellgewebe aufgelockert, mürbe gemacht hat, wird der Baum von den Negern ausgehöhlt und zu Kammern ausgearbeitet, in denen sie die Toten, denen ein ehrliches Begräbnis versagt ist, aufhängen. Welcher Kontrast! In dem lebenden Geschöpfe die Stätte des Todes, der sich aber wie aus Scheu vor der lebenden Kraft des Organismus nicht zu zeigen wagt, sondern die Leichname mumienartig vertrocknen läßt. Der innere Raum eines Baobab in dem Dorfe Grand Galarques in Senegambien, mit aus dem noch frischen Holze geschnittenen Skulpturen verziert, dient zu Gemeindeversammlungen und erinnert an die hohle Platane in Lycien, in der der römische Konsul Lucinius Mutianus mit 21 Freunden speiste.

Vergleichen monumentale Bäume, die den angeführten an Alter und Größe wenig nachgeben, haben wir übrigens auch in Europa, wenn auch nicht so zahlreich. Wurde der Wald früher verehrt und heilig gehalten, so pflanzte der Mensch Gedenkbäume, damit sie kommenden Geschlechtern und Jahrhunderten eine achtunggebietende Erinnerung an geschichtliche Ereignisse abgeben sollten. Merkwürdigerweise sind die grünenden Dokumente der Vorzeit gerade im Laufe des letzten Jahrhunderts bis auf wenige Exemplare verschwunden. So wurde im Anfange des vorigen Jahrhunderts die Rieseneiche im Pfälzer Walde, welche ungefähr 23 Meter im Umfange maß, nutzloser Weise gefällt; später schwand die grandiose und prachtvolle Freiheitslinde auf dem Friedhofe zu Trier (gepflanzt zum Andenken an den Abzug der Schweden dasselbst), angeblich, weil sie zu viel Schatten und Blattgeräusch verbreitete. Es schwand die uralte Hofweiser-Linde, weil man es in der jetzigen Zeit der Naturverwüstung unterlassen hatte, dieselbe vor ihrer absichtlichen Stammesaushöhlung zu schützen. Es schwanden auf dem Hunsrück die prächtigen Riesenexemplare von Buchen und Tannen, damit ihre noch kerngesunden Stämme den höchsten Holzwert erbrächten. Die schöne und große Linde zu Minden an der Sauer, welche zwar noch nicht viele Jahrhunderte alt und noch nicht ihre volle Ausdehnung erlangt hatte, aber schon im Laufe des Jahrhunderts als ein hervorragender und lebenswerter Baum von allen Bewohnern des Saartales gekannt war, fiel ebenfalls den Hieben der Art. In der Forstwartei Schlott bei Rehlheim wurde eine Eiche gefällt, die vielleicht noch die Zeiten Karls des Großen gesehen hat. Die Holzarbeiter konnten mit ihrer Körpergröße die Höhe des liegenden Stammes nicht erreichen und mußten während der Arbeit sich auf einen Holzhaufen stellen. Der genannte Forst, auf einer Halbinsel zwischen der Donau und der Altmühl gelegen, enthält überhaupt einen reichen Bestand alter und schöner Eichen. Tausende von bedeutenden Dimensionen finden sich in England und Schottland, der bedeutendste in der Grafschaft Kent, der auf ein Alter von 3000 Jahren Anspruch macht. Die älteste deutsche Linde bei Neustadt am Kocher ist schon im Jahre 1408 als riesiger Baum besungen worden; ob sie jetzt noch vorhanden ist, wissen wir nicht.

In gewissen Gegenden Deutschlands, wo die Waldkultur selbst unbedeutend und das Klima weniger milde ist, hat man von jeher einzelnen Bäumen, welche ein besonderes Wachstum bekundeten, das Gnadenbrot bewilligt, indem man sie vor jedem Arthieb und jeder sonstigen Unbill zu schützen suchte. Deshalb findet man in der Nordhälfte Deutschlands noch unverhältnismäßig viele riesige und altehrwürdige Waldbäume. Sie schließen ein Stückchen Erde ein und beschirmen es mit den weit ausgreifenden, wunderbar gekrümmten Ästen so duffig, heimlich und still, wie nur ein Wald unserer Zone es zu bieten vermag. Hier ist das Gras am üppigsten, hier blühen die Blumen am reichsten und ihr Farbensplanz zeigt sich am mannigfaltigsten. Hier stehen auch unter all den herrlichen Gestalten die Könige der Wälder, die Rieseneichen, über deren Haupt so manches Jahrhundert gelommen und gegangen,

Allerlei Spielsysteme.

Skizze von Ed. Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Sobiel man auch gegen den Spielteufel in Rede und Schrift ankämpfen mag, ganz wird man ihn nie austrotten können. Er hat im Altertum so gut seine Opfer gefordert, wie er es noch heute tut, und wird es auch in Zukunft tun. Wer ihm erst einmal verfallen ist, vermag sich nur selten wieder loszureißen, zumal wenn ihm am „grünen Tisch“ anfangs das Glück lächelt. Aber wie gewonnen, so zerronnen; bald ist der Gewinn wieder dahin und statt dessen stellt sich ein immer größer werdendes Defizit ein. Jetzt kann der Spieler nicht mehr aufhören, er sagt sich, das Glück muß ihm wieder lächeln, das Spiel kann nicht immer gegen ihn ausfallen, denn dies widerspräche allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit.

Es gibt wohl kaum einen berufsmäßigen Spieler, der sich nicht zu einem bestimmten Spielsystem bekennt. In Monte Carlo werden eine ganze Anzahl derartiger Systeme empfohlen; sie alle geben ausführliche Vorschriften, wie das System zu handhaben ist und wie der Spieler seinen Einsatz beim Verlust vermehren und beim Gewinn vermindern soll. Ein Spieler sagt sich z. B., daß Rot und Schwarz ganz dieselben Chancen haben und daß sie daher in einem gewissen Zeitraum gleich oft kommen müssen; hierauf baut er nun sein System und behauptet, wenn Schwarz sieben- oder achtmal hintereinander gekommen ist, dann kann man annehmen, daß Schwarz ermüdet ist, der Ruhe bedarf und nicht so oft kommt. Dann bietet sich dem geduldigen Pointeur eine goldene Gelegenheit. Auch beim Roulette müssen sich nach diesem Philosophen die Dinge schließlich ausgleichen. Wenn z. B. impair während der vorhergehenden Woche unvernünftig oft gekommen ist, so ist es ziemlich sicher, daß binnen kurzem pair sich bemühen wird, sich mit impair auszugleichen. Darauf muß der Pointeur warten, auf pair setzen, und wenn er genug hat, um seine Rechnung im Hotel und andere Ausgaben zu bezahlen, muß er sich an dem Tage zurückziehen. Es ist höchst verhängnisvoll für den Pointeur, an einem Tage zuviel gewinnen zu wollen. Wir wollen nun sehen, wie die Sache in der Tat liegt. Wenn Rot zwanzigmal hintereinander kommt, ist es ebenso wahrscheinlich, daß es auch das einundzwanzigste Mal kommt, als es sein würde, wenn es nicht eine Woche lang gekommen wäre. Jeder besondere Coup wird ganz von den physischen Bedingungen des besonderen Augenblicks regiert. Es ist eine reine Zufallsfrage, die nicht durch das Bewußtsein wird, was je stattgefunden hat oder in Zukunft stattfinden wird.

Um eins dieser Systeme zu spielen, muß der Spieler sein Geld bei jedem Coup einsetzen, und diese Systeme sollen wegen mangelnder Nervenkraft seitens des Spielers mißlingen oder weil er seine Berechnung nicht machen oder schnell genug den nächsten Coup entscheiden kann. Es ist überflüssig zu sagen, daß daran nichts ist. Es macht natürlich keinen Unterschied, ob der Spieler jedesmal, jedes zweitemal, einmal täglich oder wöchentlich setzt. Jeder besondere Coup ist eben völlig unabhängig von allen anderen. Wenn ein Spieler ständig verloren hat und seinen Einsatz etwa bis zu 100 Francs vermehrt, so muß er 200 Francs einsetzen und damit beim nächsten „Coup“ gewinnen, um sein Geld zurückzuerlangen. Da aber bei diesen 200 Francs Einsatz die Chancen dieselben sind, wie wenn er denselben Betrag zu einer anderen Zeit einsetzte, so ist es schwer begreiflich, was für ein Vorteil es ist, diesen vermehrten Einsatz gerade zu dieser besonderen Zeit einzusetzen. Alle Systeme sind gewiß schlecht und unnütz. Und doch ist es noch eine schwache Chance, bei einem System zu gewinnen, da die Chancen für den Spieler gerade im Verhältnis zu dem Betrag stehen, um den er seinen ursprünglichen Einsatz zu vermehren wünscht. Wenn er jedoch kleine Summen ohne jedes System überall setzt, so kann er ad infinitum spielen, ohne die geringste Chance, je herauszukommen. Deshalb ist sogar ein schlechtes System noch besser als gar kein System überhaupt. In Monte Carlo fragte einmal eine junge Frau einen erfahrenen Spieler: „Wollen Sie mir bitte sagen, wie ich spielen soll?“ Der Spieler erwiderte: „Sagen Sie mir erst, mit wieviel Geld Sie spielen wollen, und ich werde Ihnen das bestmögliche System sagen.“ Sie erklärte, daß sie zu dem Zweck 4000 Mark beiseite gelegt hätte. „Und wieviel Geld suchen Sie zu verdienen? Wären

Sie mit dem doppelten Betrage zufrieden?“ „Gewiß.“ „Gehen Sie in den Trente-et-quarante-Saal und setzen Sie das ganze Geld auf eine der geraden Chancen, dann werden Sie von hundert etwa 49 Chancen haben, Ihren Einsatz zu verdoppeln.“ „Aber wenn ich nun verliere,“ wandte sie ein, „dann ist alles dahin.“ „Ja, aber Sie haben fast ebensoviele Chance, das Geld zu verdoppeln.“ „Aber ich möchte spielen.“ „Dann spielen Sie mit 5 Gros-Stücken.“ „Aber ich spiele lieber mit größerem Gelde, dann sind die Gewinne größer.“ „Vergessen Sie aber nicht, daß Sie nicht gewinnen, sondern die Bank.“ Ihr gefiel das System nicht, und sie spielte durcheinander drei Tage lang, bis ihr ganzes Geld fort war. Und sie spielen von hundert Lenten in Monte Carlo 99. M. Blanc, der die Bank in Monte Carlo organisierte, hatte immer gern Leute mit Systemen und forderte sie immer freundschaftlichst auf, an seinen Tischen ihre Systeme zu versuchen. Wenn man ihn jedoch fragte, wie man spielen sollte, sagte er: „Der vernünftigste Rat, den ich angehenden Spielern oder Erfindern von Systemen geben kann, ist der: „Lassen Sie es.“ Er soll auch bei Besprechung dieser Sache gesagt haben: „Rouge gewinnt manchmal, Noir oft, aber Blanc immer.“

In der Tat ist der Gewinn der Bank ein ganz ungeheurer. In einem Buch über die Spieltische von Monte Carlo war das Durchschnittsverhältnis zwischen den Spielern und der Bank als 60:61 angegeben, und die Gewinne der Bank betrugen 20 000 000 Mark jährlich. Nach dieser Berechnung müßte man meinen, daß die Spieler Europas und Amerikas jedes Jahr 1 220 000 000 Mark in Monte Carlo einsetzen, 1 200 000 000 Mark zurückgewinnen und 20 000 000 Mark der Bank ließen. Ein genauer Kenner der Verhältnisse von Monte Carlo hat jetzt indeß gefunden, daß, statt daß die Spieler 1 220 000 000 Mark nach Monte Carlo brachten und 20 000 000 Mark davon verloren, der Gesamtbetrag wahrscheinlich nicht 20 000 000 Mark überstieg, von denen die Bank nicht 1 1/2 Prozent, sondern tatsächlich mehr als 90 Prozent gewann; daher sind die Vorteile zu gunsten der Bank nicht 61:60 sondern annähernd 10:1.

Räthsel und Aufgaben.

Rebus



Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstabenquadrat.

G	r	i	e	c	h	e	n	l	a	n	d
M	e	t	r	o	r	o	l	o	g	i	e
R	ö	n	i	g	s	w	i	n	t	e	r
B	f	e	r	d	e	b	a	h	n	e	n
R	a	d	e	v	o	r	m	w	a	l	d
R	e	c	h	t	s	a	n	w	a	l	t
B	i	t	t	e	r	w	a	s	s	e	r
E	e	i	c	h	e	n	s	t	e	i	n
S	o	b	e	n	z	o	l	i	e	r	n
R	e	c	t	a	r	g	e	m	a	n	d
M	o	r	d	e	n	s	t	i	l	d	

Dithmarschen.

Telegramm-Räthsel.

Weser, Fahrenweide, Witterung, Meister, Normandie, Leder, Stein, Gelehrter, Schwächler, Offende, Rinde.
Erfahrung ist die beste Lehrmeisterin.

Rebus.

Das Gesicht verräth den Wicht.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)



A teure G'schicht'.

„Essas, jessas,“ schreit der Michel,
Dös halt i do nimma aus —
Aber jecht geht's glei zum
Dockta;
Denn der hohle Zahn muas
raus.

Unterwegs trifft er den Jackl
Und vazählt eahm sei'
Malheur;
„Was, z'weg'n so an alten
Stumpen
Willst zum Dockta?“ fragt
ihn der.

„Dös kost mindestens zwoa Markl;
Da rat' i was Bessres Dir.
Geh' zum Schmid, der reißt Dir'n aussa,
Dem zahlst grad a paar Maß Bier.“

„Da hast recht“ — moant aa der Michel,
„Kumm, wir geh'n zum Schmid jecht glei.“
Oans, zwoa, drei — hat der ihn raussen.
„Jecht zum Wirt — i halt enk frei.“

Und in seiner Freud' der Michel
V'stellt brav Bier, bis z'leht er siacht,
Wie's zum Zahl'n kimmt, daß dafür er
Hätt am End drei Dockta kriagt.

G. Stingl

Der Parvenü.

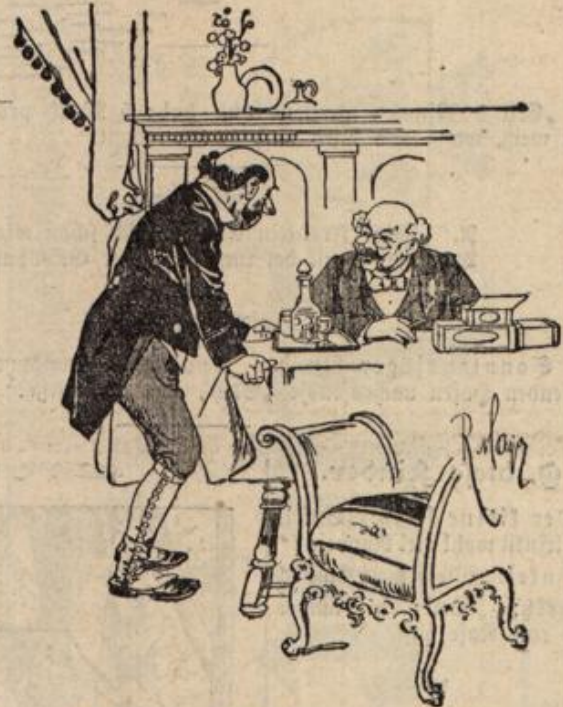
Frau Rosenzweig (auf dem Ball zu ihrem Gatten):
„Moriz, Dein Konkurrent hat fünf Flaschen Champagner zum
Besten gegeben.“

„Ru, werd' ich zahlen ein Faß Champagner!“

Druckfehlerteufel.

„Das ist ganz mein Fell (Fall)!“ rief die Baronin, als
sie den alttümlichen, schweinsledernen Einband erblickte.

Überraschende Wendung.



Herr: „Verschiedene Male habe ich jecht schon meine
Zigarren nachgezählt, und niemals hat eine gefehlt . . . sind
sie Dir vielleicht nicht gut genug, Schafskopf?“

Unter Studenten.

„Sieh' 'mal, was der Mond heute nacht für ein seliges
Gesicht macht!“

„Kein Wunder, der ist ja auch heute voll.“

Bequem.

Fremder: „Ich habe verschiedene Schulden angekauft, die
Sie hier in der Stadt entriert haben . . .“

Student: „Sehr angenehm, da brauche ich wenigstens
nur einen herauszuschmeißen!“

Roßspielig.



„Erst 5 Minuten geritten und habe 5 Mark pro Stunde zu zahlen.
Wer weiß, wann das Vieh nach Hause kommt!“

Modern.

A.: „Wie? Fräulein Ella hat sich schon wieder verlobt?“
B.: „Ja, es ist bei ihr Nacht der Gewohnheit.“

Rückfall.

Sonntagsjäger (früher Gefangenen-Transporteur, einem von-
laufenden Hasen nachrufend): „Steh', oder ich schieße!“

O, diese Kinder.

Der kleine Friß: „Onkel,
Du trinkst wohl viel Rotwein?“
Onkel: „Wieso, mein Kind?“
Friß: „Weil Du immer
eine rote Nase hast.“

Pendants.

Sie war ein Lamm, so fromm
und sanft,
So edel, gut und brav.
Und er, als Gegenstück dazu,
Er war so dumm, wie ein
Schaf.

Variante.

Wo man singt, da soll das
Bier nicht fehlen,
Gute Sänger haben durst'ge
Kehlen.



Wo ist denn das Baby?

Prompt.



Gendarm: „Was sind Sie?“ — Strolch:
„Tourist!“

Vater und Sohn.

Der Vater war ein tätiger Mann,
Er füllte sein Portemonnaie
Durch fleißige Arbeit stetig an,
Und lebte dann als Rentier.

Sein Sohn aber lebte umgekehrt,
Zuerst als Rentier, und dann,
Nachdem er sein Erbteil aufgezehrt,
Sag er zu arbeiten an.

S. Brendel

Rezierbild.

Annickend.

Dichterling (zu einem
Herrn, dem er bereits zwei
Akte seines Trauerspiels vor-
gelesen): „Übrigens, wenn ich
Sie belästige, mein Herr, höre
ich sofort mit dem Lesen auf.“
Herr: „Warum haben Sie
das nicht gleich gesagt?“

Drucksebler.

Wegen Verdachtes, an einem
großen Diebstahl teilgenommen
zu haben, wurden heute morgen
in der „Herberge zur Heimat“
zwei reizende (reisende) Hand-
werksburschen verhaftet.

Malice.

Hausfrau: „Ich weiß nicht,
liebes Männchen, ist der Kaffee
nicht etwas dünn geraten?“
Er: „Finde ich nicht! Er
ist so dünn wie gewöhnlich!“



Ein Bergwirt in der Stuben drin,
Da sitzen eahner vier:
Der Sepp, der Hias, der Naz', der Franz,
Wie alle Tag beim Bier.

Der Postbot kimmt a grad daher
Und segt: „Grüß Gott beinand,
Drim in der Stadt ist Ziehung g'wen,
's groß' Los is sehr bilant,

Zwoahunderttausendsechzehn hat
Den ersten Treffer g'macht;
„Herrjesas na! Dös hob jo il!“
So schreit der Sepp und lacht.

Drauf springt er auf und rennt glei' hoam;
Sei Wei' die bringt grad 's Essen,
Griesknödel, G'selchts und Sauerkraut —
Da war er drauf versessen.

Doch er nimmt's Essen glei' vom Tisch
Und schmeißt's in d' Ecken 'nein;
Von heut an gibt's bloß Bratl mehr,
Und Kuchen, Bier und Wein.



Wie er jekt 's Los rschaut, herrjeh!
Da siagt er zu sei'm Schreck,
Sei Los zählt um oan Nummer mehr
Und hat drum gar koan Zweck.

„Da schlag do glei der Teufel drein,“
fängt er zu fluchen an,
„Und wenn all Tag jekt Ziehung war,
Ali foppen's nimma an.“

Stingl

Gedanken über den Handwerkerstand.

Ein Schneider säbelt alles gut ein, trifft gut seine Maß-
nahmen, und so kann es ihm auch nie an Futter fehlen.
Drehstler können gut Rasen drehen.

Es ist natürlich, daß ein Spinner spindelbärt und ein
Butterhändler fett ist.

Schlagfertig.



„Immer und immer diese Ausgaben! In den fünf Jahren,
die wir verheiratet sind, hast Du mich beinahe ruiniert.“
„Das will nicht viel sagen, als wir geheiratet haben, warst
Du ja schon eine Ruine.“

Profig.



„Wird Ihr Sohn sich auch um eine öffentliche Stellung
bemühen?“

Kommerzienrat: „Wird es nicht nötig haben, sich um
etwas zu bemühen, wenn er eine haben will, wird er sich ein-
kaufen!“

— Nach dem Programm. —



Tourist: „Sagt einmal, Huber, was ist denn da drinnen für ein Heidenpektakel?“

Huber: „O, die feiern alleweil dem Jockel sei' silberne Hochzeit, und da soll halt alles so hergeh'n wie vor fünfundzwanzig Jahren — jetzt sind s' beim Kaufen.“

Unbestechlich.

Herr: „Fahren Sie mich in drei Minuten nach dem Görlitzer Bahnhof; dann gebe ich Ihnen fünf Mark!“

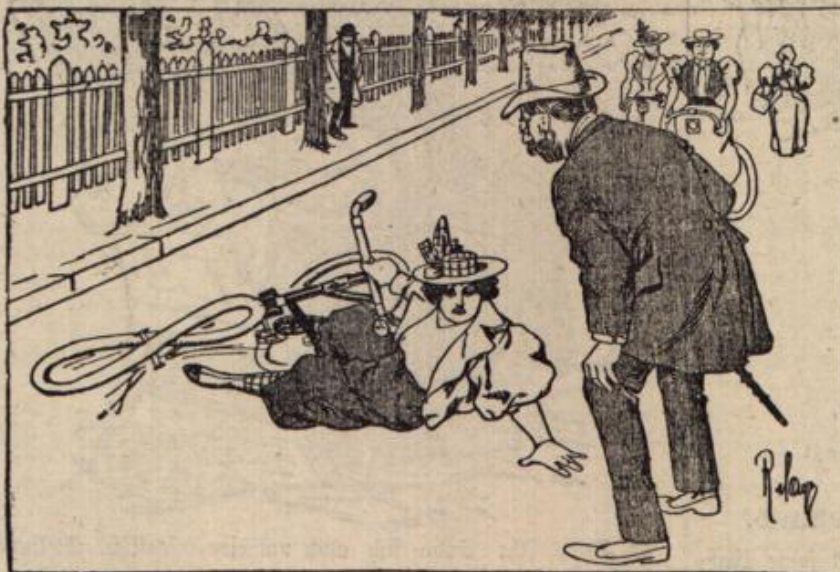
Droschkentrittscher: „Lieber Herr, mit mir können Sie ja alles machen; aber mein Pferd läßt sich nicht bestechen.“

Vorsichtig.

A. (Arzt): „Na, wie geht's, lieber Freund?“

B.: „Bevor ich Ihnen die Frage beantworte, sagen Sie, fragen Sie als Arzt oder als guter Bekannter?“

— Sie hat genug. —



„Sie fahren heute zum erstenmal, Fräulein?“
„Nein, zum letztenmal!“

— Lückenbüßer. —



„Aber, Emmi, wie kannst Du Dich nur mit dem Kellner unterhalten?“

Frisch pr.

„Laß gut sein, liebe Toni, bei den schlechten Zeiten ist der Kellner auch ein Mensch.“

— Du verlockend. —



Schreiber: „Ich würde ja gern das Zimmer mieten, aber zwölf Mark ist doch zu viel.“

Wirtin: „Noch auf eins muß ich Sie aufmerksam machen: Die Küche ist gleich nebenan, und wenn ich mir, was oft geschieht, Bachhähnel oder Gans brate, zieht der Duft hier herein.“

Schreiber: „O, jetzt nehme ich's doch!“